

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 30

Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufgang, fiel zusammen mit den großen Nilüberschwemmungen, die für das regenarme Land Haben und Sein bedeuten. Deshalb beobachteten die sternkundigen Tempelpriester den alljährlichen Frühauftaag mit größter Genauigkeit, kündete sich doch das große Ereignis astronomisch dadurch an, daß die Sonne gleichzeitig mit dem Sirius aufging, der helle Stern in der Morgendämmerung sichtbar wurde. Die Ägypter nannten den Sirius, den sie hoch verehrten, Sopdet oder Sopet. Er war der Göttin Isis heilig, heißt deshalb auch der „Stern der Isis“. Von der Bedeutung des heliakischen Aufgangs des Sirius zeugt das berühmte Dekret von Kanopus, das Lepsius, Reinisch und Rösler im Jahre 1866 in den Tempelruinen von Sân, dem alten Tanis am tanitischen Nilarme im Nildelta fanden. Es bestimmt, daß an dem Tage, an welchem der Stern der Isis aufgehe, alle vier Jahre ein Festtag der Götter Euergeten (ehrenvoller Beiname der Könige) nach den fünf Epagomenen gefeiert werde, die man an die 360 Tage des Jahres anhänge. Das genannte Dekret suchte also den Schalttag einzuführen. Zur Erklärung sei bemerkt, daß die alten Ägypter ihr Jahr mit den Nilüberschwemmungen begannen und zunächst mit einem reinen Sonnenjahr von 360 Tagen Dauer rechneten. Aber bald merkten sie, daß schon nach wenigen Jahren der Beginn der Nilüberschwemmung und der des gleichzeitigen Aufganges von Sirius und Sonne sich beträchtlich gegeneinander verschoben. Der Mythos erzählt, der Sonnengott Thot habe im Brettspiel der Mondgöttin Isis fünf Tage abgenommen und sie den Menschen als Zugabe zu den 360 Tagen geschenkt. Nun zählte das ägyptische Jahr 365 Tage. Aber auch diese Tageszahl im Jahr bewirkte, allerdings beträchtlich langsamer, eine allmäßliche Verschiebung des heliakischen Siriusaufganges gegen den Jahresanfang. Die Verschiebung betrug nach den Beobachtungen der ägyptischen Priester alle vier Jahre einen Tag, daher das oben genannte Dekret von Kanopus, das die Korrektur durch Einschiebung eines Schalttages suchte. Doch das Volk hielt so zähe an dem Wandeljahr fest, daß schon der Nachfolger Ptolemäus III. das tanitische Jahr wieder abschaffen mußte. Erst unter Augustus gewann das alexandrinische (feste) Jahr allmäßlich die Oberhand über das bewegliche. Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Hundstage in enger Beziehung zu unserer Jahreszeitung stehen, daß schon die ägyptischen Astronomen durch die Beobachtung des heliakischen Siriusaufganges dazu kamen, daß das Sonnenjahr 365 1/4 Tage zählt. Nach ägyptischen Inschriften soll der Gott Horus den Sirius, „der die Fülle des Wassers herbeiführt, um das Land zu überschwemmen“, an den Himmel gesetzt haben.

Nach Hippokrates „beginnt an dem Tage, da der Hundsstern sich erhebt, das Meer zu kochen; der Wein wird schlecht, die Hunde bekommen die Tollwut, beim Menschen vergrößert sich die Galle und wird gereizt, alle Tiere verfallen in Schlaffheit und Trübsinn; die Krankheiten, die diese Zeit am häufigsten hervorrufen, sind die heißen und andauernden Fieber, die Darmkatarrhe und Tobsuchtsanfälle. Damit treten wir in das Gebiet des Überglaubens ein. Die Hundstage sind mit gar vielem Überglauben verknüpft, der im alten Heidentum wurzelt. Im alten Ägypten hatte der Hundsstern als Bringer der segenspendenden Nilüberschwemmungen wohl in erster Linie eine glückverheißende Bedeutung. Aber aus dem überschwemmten Lande stiegen giftige Dünste, die bei der großen Hitze gefährliche Epidemien hervorriefen und oft viele Leute wegrafften. Auch diese Erscheinungen wurden mit dem Stern der Isis in Verbindung gebracht. Der Glauben an die unheilbringende Macht des Sirius ging auf die alten Griechen über. Sie sahen in dem Stern den sagenumwundnen Hund der Unterwelt, den Zeus dem Totenrichter Minos geschenkt und der dann an das Firmament versetzt worden war. Man opferte zu Beginn der Hundstage einen Hund, um das schlimme

Gestirn sich günstig zu stimmen. In der griechischen Landschaft Argos veranstalteten Frauen und Jungfrauen Prozessionen. Man schlachtete Lämmer und schlug alle Hunde tot, denen man begegnete. Auch die alten Phönizier kannten diese Hundeopfer, ebenso die Römer. Sie wollten damit die Tollwutgefahr der Hunde, die in den Hundestagen besonders drohen soll, beßbeweren. Hundeopfer kannte man in England bis weit über das Mittelalter hinaus. Der ganze mittelalterliche Überglauben stützt sich aber wohl auf Hippokrates, dessen Meinung wir weiter oben wiedergegeben haben. Man glaubte, wer in den Hundestagen geboren wurde, sei heftig und streitsüchtig, eigne sich gut zum Krieger und Jäger. Medikamente seien in dieser Zeit wirkungslos. Besser sei es, die Kranken dem Einfluß der Natur, dem Wind und der Sonne, auszusetzen, was sicher sehr vernünftig war. Die alten Medizin- und Rezeptbücher schrieben vor, tüchtig zu Ader zu lassen, nicht zu baden, wenig zu essen, sich viel zu bewegen. Ein altes Basler Sprichwort behauptet: „Wer in den Hundestagen badet, hunnt gärt e-n-Uschlag über.“ Weil nach Wutte (Volksberglauben) die Hundstage zu den Unglücksstagen gehören, soll man in dieser Zeit nicht heiraten. Im sächsischen Vogtlande und im Erzgebirge heißt es, ein Mann, der in den Hundestagen heirate, werde später ein Trinker. In Thüringen besteht der Glaube, daß der Mann eine lächerliche Frau bekomme, wenn er zwischen dem 23. Juli und dem 23. August heirate. In Deutschböhmen und Kärnten hinwieder stoßen wir auf die Ansicht, die Frau, die in den Hundestagen vor dem Altar trete, erhalte ihr Leben durch mehr Prügel als Essen. Anderwärts wieder sollen die Eheleute der bittersten Not verfallen; daher der auch bei uns bekannte Bauernvers:

Am Hundstag gefreit,
Hat noch jeden gereut.

Dieser Überglauben ist leicht erklärlieh. Früher war es nämlich vielerorts Sitte, während der Erntezeit, in welche ja die Hundstage fallen, die Predigt ausfallen zu lassen, die kirchlichen Funktionen überhaupt einzustellen. Nun wurden die gültigen Ehen weiland nur vor dem Altar geschlossen; somit war keine Möglichkeit vorhanden, zu heiraten. Die Landleute hätten in der strengen Erntezeit dazu auch gar keine Zeit gefunden.

Der römische Weinbauer führte die gefürchtete Rebekrankheit „Carbunculare“ auf den Sirius zurück, ebenso den Sonnenstich. Nach dem Sirius hieß letzterer schon bei den alten Griechen und heißt es wissenschaftlich bis auf den heutigen Tag: „Sirias“. Lucian endlich läßt aus dem Hundstern 5000 hundsköpfige, auf geflügelten Eicheln reitende Krieger hervorkommen, welche mit dem Sonnenkönig gegen den Mondkönig kämpfen. Das soll wohl andeuten, daß der Sirius die größte Sonnenhitze bringt.

Natürlich spielen die Hundstage auch als Wetterlosstage eine gewisse Rolle. So sagt man in Basel: „Wie die Hundstage beginnen, so ist das Wetter den ganzen Sommer“. Ein alter Bauernspruch meldet: „Treten die Hundstage gut ein, so wird vier Wochen gutes Wetter sein.“ So entscheiden also die ersten Hundstage nach altem Bauernglauben über das Wetter der nächsten Wochen. Bekannt ist die Bauernregel: „Hundstage hell und klar, zeigen an ein gutes Jahr“. Sehr richtig ist: „Wann die Sonn im Löwen geht, die große Hitze im Jahr anfängt“. -o-

Brief aus Indien.

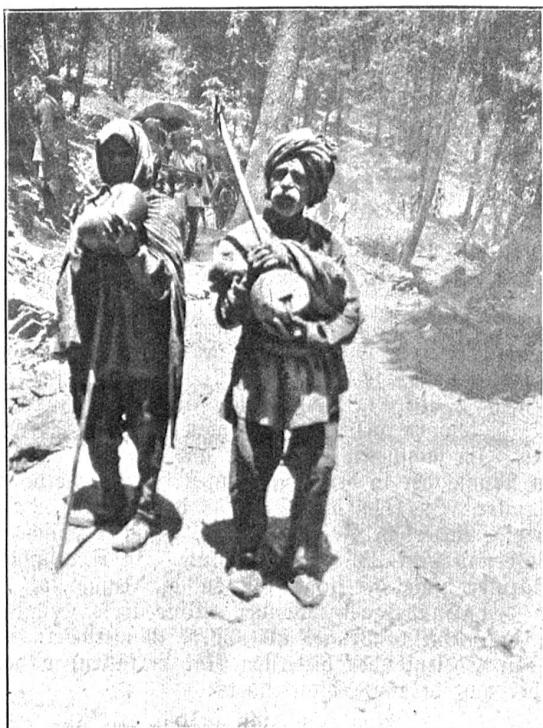
In indischen Landen — einmal — irgendwo.

Liebe Berner Woche!

Heute gehen wir einmal ins Theater — eine Paristruppe ist in der Stadt und man gibt ein Glanzstück — die „Blume der Liebe“. Kommt mit?

Es ist halb zehn. Einsam und verlassen sitzen wir auf dem nicht eben großen Balkon, der eine Art Sperrstift und

Prosceniumsloge zugleich darstellt. Unten füllen sich langsam die Reihen mit Volk — Mohammedanern mit dem Fez und weiten fältigen Hosen, Hindus im „Bagri“ (Tur-



Ein indisches Musikantenpaar.

ban) und „Dhoti“, dem um die Hüften gewundenen und dann zu einer Art Hose geschlungenen Tuch, über den Schultern den wattierten Überrock oder sogar eine seidene Gala-Chutte.

Wir haben alle Muße, sie zu beobachten, denn die Vorstellung fängt, wie man uns sagt, nie vor zehn oder halb elf Uhr an. Mit den aufleuchtenden Deckenlichtern werden plötzlich die Malereien am Vorhang sichtbar. Heiliger Bimbam! — Das ist ja — das ist ja — das ist ja nichts anderes als das Paradies und drinnen sitzen in paradiesischen Eheglück Adam und Eva, rosig-weiß und sündenfrei! —

Ich weiß nicht warum es so ist, wir sollten uns doch eigentlich unserer Vorfäder nicht schämen. Aber Adam und Eva sind immer ein heikles Gesprächsthema und Fragen eine fiklige Sache, besonders, wenn man einen wohlerzogenen schüchternen jungen Mann zum Begleiter hat. Immerhin — wir wagen es — schließlich sind wir nicht alle Tage in Indien und müssen doch unbedingt wissen, wieso es kommt, daß der alte Adam und die ewig versünderische Eva, die, wie wir hören, auch von den Bewohnern Indiens als Stammeseltern angesehen werden, weiß sind, während die Indier dunkel! Dem schüchternen jungen Mann kommt das Theater-Halbdunkel zu statten, sonst hätten wir wohl auch auf seinem Bronzegebiß die Farbe kommen sehen. So aber tönt nur seine beherrschte Stimme zu uns, und belehrt uns, daß eben auch der Indier arischer Abstammung und einmal hell und rosig gewesen sei und daß nur die Sonne....

Langsam steigen Adam und Eva in den Himmel und eine Zeitlang sieht man nur noch der holden Paradieses-tochter nicht eben graziösen Plattfuß aus den Wolken bau-meln. —

Drunter tönt Musik — eine Trommel, eine Geige, ein Harmonium. Ich weiß nicht, was ein Musikus zu dieser Zusammensetzung sagen würde. Die Trommel trommelt wie zum letzten Gericht, die Geige seufzt wie ein reuiger Sünder in seiner Bußstunde, und das Harmonium klagt wie weiland die Juden an den Ufern des Jordan. Und mit dem besten

Willen können wir nicht ebenso verständnis- und würdevoll auf die Frage des jungen Mannes, ob die Musik nicht wunderschön sei, antworten, wie er auf die unselige wegen Frau Evas Pfirsichtstein.

Doch alle, auch die heikelsten Situationen, nehmen ein Ende. Das Spiel beginnt. Mit Feuer und einem schrecklichen Knall, mit viel Geschrei und Wichtigtuerie, in dem ein „Fäschibäbi“, das die Helden da drunter an einer Schnur herumziehen, die Hauptrolle spielt. Langsam dämmert es in uns: Das ist so etwas wie ein Vorspiel, eine Kindesunterschiebung oder Entführung darstellend, und das Spiel gibt wahrscheinlich nachher Aufschluß über das Schicksal des entführten Prinzen.

Urdu, richtig gesprochen, ist ungemein klangvoll, und wenn man es auch nicht versteht, so ist es doch eine Freude, den Lauten nachzugehen und bald etwas Französisch, bald deutliches Italienisch oder sogar Deutsch herauszuhören — gemeinsame Sprachwurzeln, wahrscheinlich aus dem Arabisch oder Sanskrit.

Das Spiel aber ist eine Enttäuschung. Die ur=ur-alte Geschichte von der Prinzessin und dem Gärtner, ein orientalisches Komplott mit okzidentaler Aufmachung. Wie die Indier lieber eine weiße Stammutter wollen als eine schwarze, so haben sie auch lieber weiße Bühnenkünstler als dunkle und alles andere eher als Landestostüme. Einzig die Prinzessin — wohl ein halbwüchsiger Junge in Mädchenkleidern, denn die indische Frau geht ja nicht aufs Theater — scheint einigermaßen naturgetreu. Ihr Liebster, der Gärtner, zu einem schwindflichtigen Romeo geschminkt, kommt im modernen grauwollenen Sportstöme und seine Yankee-Pluderhosen sitzen entsetzlich schlecht. Als indischer Mali (Gärtner) wäre er vielleicht noch eine Dichter- und Träumerfigur, würdig der Prinzessin Herzallerliebster zu sein, gewesen, so aber....!

Rapid entwickelt sich das Komplott. Der erzürnte Vater, in altenglischem Ritterkostüm, droht. Die Tochter fleht. Der liebungrige Sportsmann-Gärtner lächelt ein richtiges Schafskopflächeln und der Rivale, auch ein Ritter ohne Furcht und Tadel, aus der Zeit der Königin Elisabeth, zieht vom Leder. Nicht etwa einen schön geschwungenen mit Elfenbein eingelegten indischen Säbel — bewahre! — ein blechernes, grades, traditionsloses Ding neuester Struktur, das harmlos an dem durch Liebe gesieften Herzen des Helden abspringt. Das ist das Wunderbare an dem Drama, daß es keine Toten gibt. Denn wo immer einer erstochen, steht er gleich wieder auf und führt heldenmütig weiter! Und wie der durstgeplagte halbverhungerte Held seiner in Ketten schmachtenden Liebsten sein Herzblut zu trinken gibt und dabei sich selbst und die ganze Bühne in rote Farbe taucht — der Anblick bringt den Zuschauerraum in wilde Ekstase — da wird er erst recht lebendig.

Und ohne Herzblut harrrt er aus, bis seine königliche Herkunft entdeckt ist und er, diesmal im Gewande eines russischen Großfürsten, seine Mondscheinprinzessin in die Arme schließen kann. Was man im Orient, wo jedes Zuschauerraum von Gefühlen zwischen Mann und Frau verpönt, so in die Arme schließen nennt! Nicht einmal geküßt haben sie sich! Das nun ist die zweite Enttäuschung und führt zu einer zweiten indiscreten Frage an den schüchternen jungen Mann, der wahrscheinlich seine Begleitung nicht so schnell wieder einer unternehmungslustigen jungen Dame aus dem Westen angeboten hat. —

Wenn Du nun meinst, daß das Theater aus und man sich, um eine Erfahrung reicher, nach Hause begebe, so hast Du nicht mit dem anspruchsvollen indischen Publikum gerechnet! Dort Theaterdirektor zu sein, ist sicher noch die viel undankbarere Aufgabe, als unserm Berner Stadttheater vorstehen! Mit einem Drama sind sie nicht zufrieden, es muß auch etwas Komik dabei haben, je derber, desto besser. Und so ist denn zwischen jedem dramatischen Akt ein endloses komisches Intermezzo eingeschaltet, das zu der Haupt-handlung auch nicht im geringsten Zusammenhang steht.

Die Hauptperson des komischen Spiels ist eine schwarzeäugige, nicht mehr ganz junge Dame zweifelhafter Güte, in weißem Rock mit roter Schleife, die Angebetete mehrerer Verehrer zugleich. Um des schüchternen jungen Mannes willen ist es uns lieb, daß wir die Sprache und die augenscheinlich handgreiflichen Späße nicht verstehen. Das Publikum aber wälzt sich, schreit und lacht und freischt und endlose Encores machen jeden Zwischenakt doppelt so lang wie die Haupthandlung.

Und so kommt es, daß wir am Morgen um die Biere die fünf Kilometer von der Eingebornenstadt bis zum europäischen Viertel, wo sich das Hotel befindet, zurücklegen. Daß dabei unser Beschützer in der Wagendecke den Schlaf des Gerechten schlaf und vor dem Herausfallen behütet werden muß, und daß auch der Rütscher auf seinem hohen Sitz einmündet und nur durch derbe Püffe unsererseits ab und zu an seine Pflicht den müden Passagieren gegenüber erinnert werden kann — was ist es anders als das vollkommene Ende eines vollkommenen Abends?

Deine Bernerin auf Reisen.

Aus der politischen Woche.

Briands Fall — Herriots Berufung.

Das 10. Kabinett Briand ist am letzten Samstag abend in der Kammer gestürzt worden. Der Präsident der Republik hat unmittelbar nachher den Kammerpräsidenten Herriot mit der Bildung der Regierung beauftragt.

Den Anlaß zum Sturze Briands gab Caillaux' Verlangen nach unbeschränkten Vollmachten zur Bewirklichung seiner Finanzpläne. Es war zu erwarten, daß ihm diese Vollmachten nicht zugestanden würden. Denn die Kammermehrheit hat sich unzweideutig als Gegner dieser Pläne erklärt; namentlich ist sie nicht gewillt, das Schuldenabkommen mit Amerika zu ratifizieren und will sie die Ronsolidierung des Frankens nicht mit Hilfe neuer ausländischer Kredite herbeiführen, um Frankreich nicht noch mehr als bisher von der Welthochfinanz abhängig werden zu lassen. Hierin weiß die Kammer den Großteil des französischen Volkes hinter sich.

Caillaux geht. Mit ihm entwindet die Hoffnung auf eine baldige Stabilisierung des Frankens. Denn die von seinen Gegnern befürwortete Reform aus eigener Kraft: Besteuerung des Besitzes, Vermögensabgabe u. ist ein Vorgang, der Zeit braucht. Inzwischen wird der Franken weiter rutschen — er ist bereits bei 10 angelangt —, wird die Teurung wachsen — das Kilo Brot kostet schon Fr. 2.80 —, werden die Bedürfnisse des Staatshaushaltes mit neuen Noten bestritten werden. Frankreich scheint entschlossen zu sein, Deutschlands Weg zu machen. Warum auch nicht? Es lebt sich bekanntermaßen besser mit Inflation als mit Deflation. Die Produktion verdient mit Dumping am Auslande, die Arbeit hat Hochkonjunktur; die schwachen Klagen der hungernden Rentner und Beamten verhallen ungehört im Räderlärm des industriellen Vollbetriebes. Dabei entschuldet sich der Staat, und er benutzt diese Stärkung zu Errichtung von Neuanslagen, zu repräsentativen Bauten u. Natürlich kann diese Entwicklung den Gläubigern nicht gleichgültig sein. Frankreich kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß wie bei der deutschen auch bei der französischen Inflation der Zeitpunkt kommen wird, da das Gläubiger-Ausland in seinem eigenen Interesse eine Stabilisierung des französischen Geldes herbeiführen suchen wird; daß es Kredite gewähren wird zu Bedingungen, wie sie heute noch nicht erhältlich sind. Das heutige Frankreich scheint noch auf diese Hoffnungen eingestellt zu sein. Es denkt nicht an das Ende, das jede Inflationsperiode haben muß, und auf den darauffolgenden Kästenjammer, die Stabilisierung mit all ihren Einschränkungen, mit Sparmaßnahmen, sinkenden Preisen und Arbeitslosigkeit u. c.

Caillaux war für die sofortige Stabilisierung, um Frankreich möglichst viel von den Leiden der Rückbildungperiode zu ersparen. Es ist denkbar, daß sein Land ihm später besser begreift und ihm die heute verweigerten Vollmachten doch noch gibt. Was er in den kurzen Wochen seines zweiten Finanzregimes geleistet, war nicht schlechte Arbeit. Unter ihm ist das für Frankreich günstige Schuldenabkommen mit England zustandegekommen. Caillaux erhielt von Churchill die Relation der deutschen Zahlungen mit dem Abkommen zugestanden; wenn also die deutschen Zahlungen ausbleiben, soll der Vertrag revidiert werden; ferner werden die französischen Obligationen nicht kommerzialisiert, was den Vorteil einer größeren Stabilität des Frankens mit sich bringt. Mit Caillaux' Sturz ist nun auch das Londoner Abkommen in Frage gestellt. Denn in Frankreich ist die öffentliche Meinung immer noch hartnäbig auf das Nichtzahlen eingestellt, was natürlich nicht besagen will, daß damit die Notwendigkeit des Zahlens aus der Welt geschafft sei.

Herriot hat geglaubt, Briand und Caillaux stürzen zu müssen, um Frankreichs Geschick selber in die Hand zu nehmen. Ob er für sein Ministerium und sein Programm eine Mehrheit finden wird, ist heute noch sehr zweifelhaft. Von allen Seiten hat er Absagen bekommen; bedenktlich ist die der Sozialisten, die nun offiziell das Kartell mit den Radikalen aufgegeben haben. Ebenso hat sich Louis Marin, der Führer der Zentrumsfraktionen, der noch tags zuvor am Sturze Briands mitgearbeitet hatte, gegen Herriot ausgesprochen. Sogar innerhalb der radikalen Kammerfraktion haben sich zahlreiche Abgeordnete gegen ihn erklärt. Woher der neue Regierungschef die Autorität nehmen soll, ist noch nicht ersichtlich.

Auch über Herriots Programm weiß man zur Stunde noch nichts Genaues. Privaten Neuheiten zufolge gedenkt Herriot, der das Portefeuille des Neuherrn zu verwalten und de Monzie zum Finanzminister ernennen will, auf eine internationale Lösung der Schulden- und Währungsprobleme hinzuarbeiten. Herriot sei der Ansicht, daß die internationalen Schuldenfragen durch einen internationalen Schiedsspruch geregelt werden müßten, der entweder von einem Ausschuß bestimmter Völker, vom Völkerbund oder vom Internationalen Schiedsgerichtshof stammen solle. Wenn dem so ist und sein Plan verwirklicht werden könnte, so müßte sich für die nächste Zukunft eine ganz neue weltpolitische Situation ergeben. Denn notwendigerweise müßten sich die Schuldenstaaten Schulter an Schulter in eine Front gegen die geld- und weltbeherrschende anglo-amerikanische Staatengruppe stellen, um ihre Interessen wirksam vertreten zu können. Ob Europa für diese neue Front schon reif ist, das ist heute, im Zeitalter der Mussolini und Primo de Rivera, zum mindesten noch fraglich.

Briand hat seine Absicht erklärt, sich vom politischen Schauspiel endgültig zurückzuziehen. Eine seiner letzten Kammerreden galt dem

schweizerisch-französischen Schiedsgerichtskompromiß in der Zonenfrage.

Der Berichterstatter in der Kammer, Eduard Soulier, schickte seinem Votum für das Schiedsgerichtsverfahren einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Kompromisses voraus. Frankreich strebte durch Artikel 435 des Versailler Vertrages die Beseitigung der Rechte an, die die Schweiz über die sogenannten Freien Zonen südwärts des Genfersees seit 1815 besitzt. Der schweizerische Bundesrat anerkannte aber den Artikel 435 des Versailler Vertrages nur als Entwurf und erlangte durch direkte Unterhandlungen mit der französischen Regierung eine Abmachung, die das Zonenabkommen von 1881 erliefen sollte. In diesem Abkommen vom 7. August 1921 willigte der schweizerische Bundesrat in die Verlegung der Zollgrenze an die politische Grenze ein gegen Gewährung von wirtschaftlichen Vorteilen für Genf, die Waadt